

I. Einstimmung Spurensuche im Feld des unauffälligen Christentums

Zeitgenossinnen und Zeitgenossen fangen auf eigene Weise etwas mit Religion an. Sich darauf einen Reim zu machen, ist das Anliegen der folgenden Beobachtungen und Erwägungen. Sie versuchen unterschiedliche Facetten von Religiosität zu erkunden, die sich in der Lebenswelt der Spätmoderne hierzulande auffinden lassen. Was entdeckt der Praktische Theologe, wenn er einen Schritt aus der kirchlichen Praxis heraustritt in das weitere Feld eines subjektiv gelebten, nicht selten *unauffälligen Christentums*? Einen ersten Zugang bilden sieben kleine Szenen aus dem praktisch-theologischen Tagebuch. Sie sollen – noch vor allen begrifflichen Bestimmungen – exemplarisch umreißen, um welche Phänomene es gehen und in welcher Weise Religiosität in den Blick kommen soll. Den Ansatzpunkt bilden situative Begebenheiten, persönliche Verhaltensweisen und beiläufige Äußerungen, die – so die Vermutung – als *Versatzstücke lebensweltlicher Religiosität* gelesen werden können.

1. Vignetten des Religiösen – eine Szenenfolge

„Damit nichts passiert“

Als kleines Willkommensgeschenk hat die neue Tagesmutter, Jennifer, die künftig den Sohn an drei Nachmittagen betreuen wird, von den Eltern des Dreijährigen einen silbernen Schlüssel-

anhänger erhalten: eine kleine Engelfigur mit Flügeln. Alexander, der Vater des Jungen, war skeptisch – man wisse doch gar nicht, ob die junge Frau „etwas mit Religion am Hut“ habe. Seine Frau Melanie jedoch lässt sich nicht beirren: „Sie weiß schon, wie es gemeint ist.“ Und: „Schaden kann es jedenfalls nicht.“ Die Kinderfrau nimmt das Geschenk entgegen – „wie schön“ – und überspielt eine leichte Verlegenheit: „Das ist doch nicht nötig.“ Wer weiß. Fortan trägt die junge Frau den Engelanhänger am Schlüsselbund, mit dem der Kleine gelegentlich spielen darf, wenn sie zu Hause unter sich sind.

Engel sind religiöse Sinnzeichen der christlichen Religion, die heute weit über den kirchlichen Bereich hinaus präsent sind. Als Gegenstand am Schlüsselbund oszilliert die *Engelfigur* zwischen einem Schmuckstück und einem Amulett, sie kann als schön und/oder nützlich empfunden werden: „Schaden kann es jedenfalls nicht.“ Ihre individuelle Bedeutung gewinnt sie als persönliches Geschenk, mithin als Gabe. Offenbar kann eine solche Figur auch dann verschenkt werden, wenn gar nicht vorausgesetzt werden kann, dass die Beschenkte dezidiert „engelgläubig“ ist. Denn auch wenn die andere nicht selbst erklärtermaßen religiös ist, vermag sie den Sinn zu teilen, für den der Engel steht und der sich mit ihm verbindet. Sie weiß nämlich, was mit der Figur gemeint ist: Eine persönliche Fürsorge-Beziehung, die für die Erfahrung steht, behütet zu sein. Die Engelfigur ist Versprechen und Unterpfand dafür, dass der elterliche Schutz auch für die Beziehung der Tagesmutter zu ihrem Schützling gilt.

„Das hat was“

Einmal im Jahr verbringt Melanie, die Mutter des Jungen, ein Wochenende mit ihren beiden Freundinnen, sie kennen sich schon seit der Schulzeit. „Ihr“ Wochenende ist für alle drei eine Institution, die schon ein Jahr im Voraus in den Kalendern steht.

„Dieses Wochenende ist mir heilig“, hat eine der Freundinnen bekundet, als es einmal ausfallen sollte. Auszeit, immer fährt man zusammen weg, gerne zu einer Stadttour. Kultur und Geselligkeit: halb und halb. Meist gehört auch ein Blick in eine Kathedrale oder einen Dom dazu. Dieses Jahr feiern sie ihr Zehnjähriges, da soll es ein besonderes Erlebnis sein. Wieder mal zurück in die Heimatstadt, als biographische Rückreise? „Ach nö.“ Wien mit Besuch im Burgtheater? „Warum nicht.“ Es geht hin und her. „Wie wäre es, wenn wir unsere Tour dieses Mal verlängern auf eine Woche?“, fragt die Dritte und überrascht die Freundinnen mit dem Vorschlag: „Und dann pilgern wir gemeinsam den Hildegard-Weg“. Pilgern? „So richtig mit Wandern, Beten und Herbergen?“ Ja, warum nicht. „Da kann man ja schauen und es so arrangieren, wie es für uns passt.“ Je länger sie es sich ausmalen, umso mehr erwärmen sie sich für die Idee: „Das hat was“. Und so machen sie's.

Als Wallfahrt eine alte religiöse und christliche Praxis gehört das *Pilgern* heute in den Bereich der Freizeitaktivitäten, in denen man für eine fest umrissene Zeit aus dem Alltag heraustritt. Als Auszeit verheißt die Praxis des Pilgerns eine besondere Erfahrung, in der sich sportliche, touristische und spirituelle Momente miteinander verknüpfen (lassen), die man selbständig arrangieren kann. In dieser Weise korrespondiert und konkurriert das Pilgern mit anderen kulturellen, sozialen und religiösen Aktivitäten: mit Ausflügen, Städtetouren, Kirchenbesuchen, Wellnesswochenenden, Wanderungen, persönlichen Erinnerungsreisen etc. Ausdrücklich als Pilgerweg wird die Wegstrecke, die gegangen wird, christentumsge­schichtlich authentifiziert und autorisiert: hier als Hildegard-von-Bingen-Weg, andernorts als Jakobs- oder neuerdings auch als Luther-Weg. Sich zum Pilgern aufzumachen, geschieht in dieser Szene gemeinschaftlich; das Pilgern wird zum Ausdruck und erscheint als Wegstrecke einer Freundinnenschaft, die durch das gemeinsame Erlebnis gefeiert und bekräftigt werden soll und die

durch die gemeinschaftliche Pilgererfahrung noch einmal eine andere Dimension und womöglich Verbundenheit erhält.

„Weil es nicht immer so weitergeht“

Der Bruder der Mutter hingegen, Daniel, hat es mit Wandern und Natur nicht so, Pilgern wäre nicht seine Sache. Vor einigen Jahren hat es ihn gesundheitlich aus der Kurve getragen; beruflich und persönlich war der schwere Bandscheibenvorfall ein regelrechter Einschnitt in seinem Leben. Mit Anfang vierzig musste er, der bis dahin immer geradeaus und ohne Rücksicht auf eigene körperliche Belastungen leben konnte, sich neu auf den Weg bringen und sich in Selbstsorge einüben: Was geht und geht nicht, was heilt und stärkt, wie lebe ich mit Grenzen und auch mit Schmerzen? Er hat sein Leben verändert und etliches ausprobiert: Schulmedizin und alternative Heilwege, Krankengymnastik und schließlich auch Yoga. Letzteres eher zufällig und mit deutlichen Vorbehalten: Bewegung ja, Meditation eher nicht. Und dann ist er – nicht nur die Schwester ist erstaunt – ausgerechnet beim Yoga geblieben, gerade deshalb, weil es dabei um „Leib und Seele“ geht. Mittlerweile, dies ist der Pandemie geschuldet und er hat es beibehalten, schaltet er sich jeden Morgen digital in seinen Kurs. „Es ist für mich irgendwie auch eine geistliche Übung“, sagt er. Dazu gehört auch, dass er für sich einen Leitsatz gefunden hat, den er als inneres Wort regelmäßig aktiviert. Mantra würde er es nicht nennen, aber es macht ihn ruhig.

Die eigene Körperlichkeit wird biographisch zum Thema und zur Herausforderung, wo sie – durch gesundheitliche Beeinträchtigungen oder Alter – ein „Immer-so-Weiter“ nicht mehr zulässt. Die persönliche körperliche Verfassung, „was geht nicht mehr?“, setzt in einem solchen (Vor-)Fall persönliche Grenzen, mit denen Menschen umgehen müssen. Die lebensgeschichtliche Wende, die dazu

führt, Lebensgewohnheiten zu verändern, hat einen Anlass und einen Kontext, sie geschieht im Modus des Ausprobierens. In einem spätmodern erweiterten Verständnis von Medizin und Gesundheit, das auf den Zusammenhang von Leib und Seele abhebt, kann dabei auch Yoga als Selbstsorgehandeln aufgegriffen und als ein Heilweg (nicht unbedingt: als Heilsweg) praktiziert werden. In diesem Sinne kann Yoga dann auch als eine spirituelle Praxis verstanden werden („geistliche Übung“), die sich mit einer bestimmten Lebenshaltung („innere Ruhe“) verbinden kann.

„Klingt wie Advent“

Seinem Schwager Alexander, dem Vater des Dreijährigen, ist das schon viel zu esoterisch. Religion gehört für ihn in die Kirche, die er selbst allerdings nur selten besucht. Dafür hat und pflegt er jedoch das eine oder andere „Privatritual“, wie er es nennt. Immer am Samstag vor dem ersten Advent kauft er einen Kranz auf dem Markt; nur grüne Zweige, damit er ihn – immer mit roten Kerzen und dem wenigen Zierrat, den er von seiner Mutter geerbt hat – abends selbst zu einem Adventskranz schmücken kann. Dazwischen geht er, dies gehört für ihn seit einigen Jahren dazu, zum großen Stadtgeläut, bei dem alle Kirchenglocken in der Innenstadt läuten. Als er dies zum ersten Mal eher zufällig miterlebt hat, ist ihm der Klang durch und durch gegangen. Nicht einfach laut, sondern mächtig war es. „Als wenn alles, was ist – die Häuser, die Menschen, mein Adventskranz in meiner Hand und ich – in Schwingung versetzt würden; sich der Klang mit uns aufschwingt. Oder so ähnlich“, setzt er etwas verlegen hinzu. Mittlerweile hat der Ablauf fast etwas Zwängliches; Kranz, Klang, Kerzen, immer in der Reihenfolge, jedes Jahr Advent. Für ihn ist es eine Gewohnheit, die ihm wichtig ist, und eine Art Schwellenritus, der etwas eröffnet: Jetzt beginnt (vor)weihnachtliche Zeit, „Kerzen- und Glockenzeit“, sagt er. Nächstes Jahr will er seinen Sohn mitnehmen.

Die Adventszeit ist heute eine der kirchlich und kulturell signifikanten Zeiten des Kirchenjahres, die weithin als (vor)weihnachtliche Zeit wahrgenommen und – stärker als andere Zeiten des kirchlichen Jahres – im familiären Leben und der Privatsphäre begangen wird. Hier spielen „Privatrituale“ eine besondere Rolle, die sich als Gewohnheit eingelebt haben. Sie werden – wie der Erwerb und das Schmücken des *Adventskranzes* oder die Teilhabe am *Adventsläuten* – individuell praktiziert, bewegen sich aber in einem religionskulturellen Horizont, der institutionalisiert und konventionalisiert ist: Zum Interieur der traditionellen Adventsfrömmigkeit gehören Kranz und Kerzen; das regelmäßige Läuten der Kirchenglocken ist das akustische Zeichen des Christentums schlechthin. Die Kraft des adventlichen Privatrituals speist sich aus der Wiederholung. Und ebenso daraus, dass im rituellen Arrangement der Übergang in eine andere Zeit, mithin der Rhythmus des Lebens, aktivisch-passivisch zugleich gestaltet wie auch erlebt wird: Es bleibt, wie es (immer) war, weil es ist, wie es aufs Neue wird.

„Was man hat“

Die Mutter von Alexanders Frau ist eine evangelische Kirchenchristin; Beate geht zur Kirche, so wie man üblicherweise zur Kirche geht. Heiligabend natürlich; Gründonnerstag oder Karfreitag, mal so, mal so. Zu Erntedank mit den Enkeln und meist auch am Totensonntag. In ihrem Alter ist immer jemand im vergangenen Jahr verstorben. Zum Weltgebetstag geht sie auch mal oder wenn was Besonderes ist. Zu Taufen, Konfirmationen, Trauungen im Familienkreis sowieso. Naja und zu Trauerfeiern eben. Mit der Bibel ist sie durch die Gottesdienste vertraut und aus ihrer Kinderzeit. Zuhause hat sie zwei Bibelbücher stehen, darunter auch die Familienbibel. Gut verwahrt und so gut wie nie gelesen. Als Lektüre käme ihr die Bibel gar nicht in den Sinn; sie ist prinzipiell keine große Leserin. Die Male, die sie das Bibel-

buch in die Hand genommen hat, lassen sich an einer Hand abzählen: Als sie mit ihrem Mann damals einen Taufspruch für ihre Tochter Melanie suchen sollte, da haben sie darin geblättert. Ein- oder zweimal hat sie zu Weihnachten die Geburtsgeschichte daraus vorgelesen: „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ Und ja: Als ihr Vater gestorben ist, da hat sie, als sie von der Beerdigung nach Hause kam, den Psalm 23 aufgeschlagen. Nur so für sich, davon haben die anderen gar nichts mitbekommen. Bevor sie im nächsten Monat ins Altenheim umzieht, wird sie ihren Hausstand weitgehend auflösen müssen. Die Bücher sind fast alle schon weg. Die beiden Bibeln aber kommen selbstverständlich mit.

(Mindestens) ein *Bibelbuch* zu besitzen, gehört zu den Merkmalen evangelischer Christinnen und Christen; eigene Bibelbücher sind nahezu unveräußerlich und ziehen, wenn irgend möglich, auch mit um. Dabei hat die Bibel als Text ihren Sitz jedoch vorrangig im gottesdienstlichen Leben, als Speicher überlieferter und zu lesender Texte ist sie ein kirchlicher Gegenstand. Dies ist sie im häuslichen Kontext nur in besonderen Situationen, die kasuellen Charakter haben. Als privatreligiöser Gegenstand ist der Grundmodus, der die Bibel bedeutsam macht, nicht das Gelesen-Werden, sondern das Vorhanden-Sein. Wenn in ihr ausnahmsweise gelesen wird, dann im Sinne einer Hermeneutik der Vergewisserung. So bürgt das Bibelbuch als „Einrichtungsgegenstand“ der häuslichen Welt in unmittelbarer Reichweite für Tradition und Herkunft (auch der eigenen Lebensgeschichte) und ist Unterpfeiler für eine Zugehörigkeit, die bleibt.

„Richtig leben“

Anna-Lena, die Tochter der Nachbarsfamilie, hat im vergangenen Jahr ihr Abitur bestanden; nun macht sie, zusammen mit ih-

rer Freundin, ein freiwilliges ökologisches Jahr auf einer Nordsee-Insel. Klima, Natur, Zusammenleben, das sind ihre Themen. „Wir sind doch ein Teil von allem“, sagt sie; und ihre Freundin ergänzt: „und wir sollten so leben, dass es Zukunft gibt“. Die Freundin isst konsequent vegetarisch – hat sie schon als Konfi gemacht –, Anna-Lena als Flexitarierin gelegentlich auch Fleisch. „Aber nur, wenn ich will und weiß, wo es herkommt.“ Kleidung am liebsten second-hand und der Umzug auf die Insel erfolgt mit der Bahn und zwei Rucksäcken. „Ich brauche kein Auto, nur Zeit“, ist ihr etwas pathetisch klingendes Credo. Aber sie meint es so. Für die Eltern, in den 1970ern sozialisiert, erinnert es an „Haben oder Sein“, Erich Fromms populäre Lösung aus ihrer eigenen Studizeit. Sie begegnen den beiden jungen Leuten mit einer Mischung aus Elternstolz und schlechtem Gewissen. „Ich finde es gut, auf was ihr alles verzichten wollt und könnt“, sagt die Mutter zu ihrer Neunzehnjährigen. Für diese jedoch macht es gerade andersherum Sinn: „Also verzichten würde ich das nicht nennen; ich bin einfach froh, dass ich nicht so viel brauche.“

Der ökologisch orientierte *Lebensstil* ist ein persönlich gewählter biographischer Entwurf, der sich – mehr noch als in Überzeugungen, die allerdings auch dazugehören – in einer bestimmten Lebensführung ausdrückt. Mit Ernährung, Kleidung, Besitz und Mobilität stehen Aspekte im Fokus, die in der Spätmoderne von besonderer Bedeutung erscheinen. Durch den Dual von Brauchen / Nicht-Brauchen wird die Frage „Was kann ich mir leisten?“ verschoben zur Frage „Wie will ich leben?“. Anders zu leben als gängige Verhaltensweisen (der Mehrheitsgesellschaft) nahelegen, qualifiziert Wohlstand postmateriell und als Verantwortungsaufgabe fürs übergreifende „Ganze“. Natur wird hier als Schöpfung begriffen, unbeschadet dessen, dass die religiöse Semantik häufig ins Weltanschauliche übersetzt wird. Lebenssinn ergibt sich durch die Teilhabe und den persönlichen Einsatz für das, was richtiges Leben ausmacht.

„Wer weiß“

Als seine Lebensgefährtin Jennifer ihren Job als Tagesmutter begonnen hat und zum ersten Mal mit dem ihr anvertrauten Dreijährigen losgezogen ist, hat Mirko unwillkürlich auf den Holztisch geklopft: „toi, toi, toi“. Wird schon gutgehen. Als Industriemechaniker ist er eher einer von der rationalen Sorte: Wenn man alles korrekt zusammenbaut, läuft es; jeder Fehler hat eine Ursache. Und ja: Im Leben ist es nicht immer so, da ist vieles unwägbar. Da gibt es unverhofftes Glück und Unglücke, wenn man nicht mit ihnen rechnet. Man darf sich jedenfalls nicht zu sicher fühlen. Vorab gratulieren, weil man am Geburtstag verhindert ist, geht bei ihm gar nicht. Und wenn seine Freundin den Tag lobt, bevor es Abend ist, dann kommt von ihm immer ein „Ver-ruf's nicht“. „Du mit deiner Rache der Götter“, spottet dann Jennifer, halb belustigt, halb genervt. Natürlich glaubt er nicht daran, aber: wer weiß? Dass er, seit sie schwanger ist, jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit einen kleinen Umweg fährt, um – einfach so – an der Kirche vorbeizukommen, in der sie beide getraut wurden, erzählt er ihr gar nicht. Nur ein Blick auf die Kirchentür, das reicht, sein Großvater hätte sich wohl bekreuzigt.

Kleine ritualisierte Sprüche oder Handlungen an den Rändern des Alltags sind auch Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht fremd, sie sind gang und gäbe. Auf der Unterseite moderner Lebensweisen und ihrer rationalen Logik halten sich – womöglich aufklärungsresistent und religionsaffin – Praktiken, mit denen Menschen häufig unwillkürlich den Unwägbarkeiten des Daseins zu begegnen versuchen. Was ehemals als Volksglauben rubriziert wurde oder heute als Aberglaube belächelt wird, lässt sich auch als eine rudimentäre Form populärer Religiosität wahrnehmen. In der Regel bleibt die Vorstellungswelt, die im Hintergrund steht, unausdrücklich; in den Sprüchen und Handlungen äußert sich kein „Glaube“, den man explizieren könnte oder wollte. Ihr Status – ist es ernst gemeint, ist es Marotte? – wird bewusst vage gehalten, ihr Credo

lautet: „Wer weiß“. Als *rituelle Verhaltensweisen*, die Unglück fernhalten sollen, gehören viele der Handlungen traditionsgeschichtlich in die Reihe apotropäischer, mithin Schaden abwehrender Riten, die auch im Christentum ihren Platz haben. Die Gesten sind Tribut an das Leben, dessen Kontingenzen man ausgesetzt ist. Sie changieren zwischen Demut und dem Appell an eine höhere Macht, die es mit einem gutmeinen möge.